

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 157.

Freitag, den 9. Juli 1909.

24. Jahrgang.

Verzweifelter Kampf.

Roman von Alfred Sallen.

(11. Fortsetzung.)

Ellen stand regungslos und weiß wie ein Marmorbild. Sie sah Kurt nicht an. „Vielleicht ein zufälliges Zusammentreffen der Namen“, murmelte sie schwer atmend zurück. — „Wir wollen es hoffen“, stand in Kurts unruhigen Augen zu lesen. Weltgewandt, wie er war, drückte auf einmal sein Gesicht die innigste Teilnahme aus, als er sich jetzt zu Baldwin wandte und in völlig flüssigem Ton sagte: „Unser herzlichstes Beileid! Hoffen und wünschen wir, daß der fragliche bedauernde Vorfall kein allzu tief einschneidender ist. — Es betrifft, wenn ich recht gehört habe, Ihre Frau Schwester?“ — „Meine einzige Schwester, die als Witwe mit ihren beiden Söhnen in Berlin lebt“, beantwortete Baldwin die Frage. Er wandte sich gleich darauf wieder zu Pauline und Marie, sonst hätte er bemerken müssen, wie Kurt Johnston jetzt doch nahezu die Fassung verlor.

Als ob er einer Stütze bedürfe, griff Kurt nach rückwärts, wo Ellen stand, und presste krampfhaft ihren Arm. „Berlin — hast du gehört?“ zischelte er. „Wir müssen uns empfehlen, sonst verraten wir uns noch.“ Er gab sich einen Ruck und der verbindliche Zug erschien wieder auf seinem Antlitz. Seine rauhe Stimme dämpfte, sagte er: „Die Herrschaften haben gewiß das Bedürfnis, allein zu sein, um sich auszupressen. — Verzeihen Sie, Herr Baldwin, wenn ich, ehe wir gehen, daran zu erinnern wage, daß wir uns nicht nur als Ihre Nachbarn, sondern als Ihre Freunde betrachten, falls Sie Freundschaftsrat brauchen sollten. — Meine Herrschaften!“ — Ellen hatte inzwischen Marias Hände in die ihren genommen und hielt sie mit fieberndem Druck fest. „Adieu meine Kleine“, formte sie die Worte mühsam, und ihre Augen sahen mit unsicherem Blick über Marias blonden Scheitel hinweg, als vermieden sie, ein anderes Augenpaar zu treffen. „Trösten Sie Ihren Herrn Onkel und seien Sie selbst nicht allzu sehr traurig! Empfehlen Sie mich!“ Ohne zu grüßen wandte sie sich rasch und schritt an Kurts Seite tiefer in den Park hinein. Wo sich der Weg nach dem Wald abzweigte, schaute sie noch einmal zurück. Kurt Johnston aber griff in denselben Augenblick nach ihrem Arm und zog sie eilig weiter. —

„Du armer, lieber Onkel!“ Mit Tränen in den Augen hob Marie den Brief auf, der aus Baldwin's zitternder Hand zu Boden geslitten war. — „Beflage lieber meine unglückliche Schwester! — Wir dürfen sie übrigens vielleicht morgen schon erwarten, liebe Pauline! Auch Robert kommt mit. — Mein Gott, was mag nur geschehen sein? Es quält mich unsagbar.“ Seine Füge drückten eine fast kindliche Verzweiflung aus. — „Versuchen Sie, ruhig zu sein, bis Ihre Frau Schwester hier ist und Sie klar sehen“, redete Fräulein Pauline beschwichtigend auf ihn ein. „Ich werde sofort die Parterrezimmer im Seitenflügel instand setzen lassen. Frau Erchow hat in früheren Jahren das Schlafzimmer und den kleinen Salon mit Vorliebe bewohnt. In den anderen beiden Zimmern mag sich der junge Herr einrichten.“ — „Morgen in aller Frühe werde ich die Zimmer mit Rosen schmücken. Die arme Mutter soll den freundlichsten Willkommen haben“, fügte Marie hinzu. Pauline nickte ihr zu und ging geschäftig ins Haus.

„Edgar war zwar immer geneigt, ein wenig auszuschlagen“, marterte sich Baldwin weiter, „aber daß er seiner vergötterten Mutter ein ernstliches Leid zufügen könne, dessen hätte ich ihn nie für fähig gehalten.“ — Was — was mag der junge Feuerkopf nur angestellt haben?“ — „Offentlich etwas, was sich recht bald wieder gut machen läßt. Offiziere haben nun einmal das Vorrecht zu tollen Streichen. — Aber jetzt, lieber Onkel“, schmeichelte Marie mit weicher Stimme, „befolge Paulinens Rat! Die Unruhe wird dich krank machen.“ — Er drückte ihr dankbar die Hand. „Dem

(Nachdruck verboten.)

Himmel sei Dank, daß Robert eine ruhig veranlagte Natur ist. Er wird der Mutter in ihrem schweren Leid mit Rat und Tat zur Seite gestanden haben. — Doch komm, wir wollen depechieren und die lieben Unglücklichen bitten, recht bald zu kommen.“ — „Und tausend freundliche Trostworte will ich mir ausdenken“, sagte Marie, während sie an seiner Seite dahinschritt.

„Du kennst ja meine Schwester noch nicht, Liebling! Du wirst sie sehr, sehr lieb gewinnen.“ — „Ich habe sie schon jetzt lieb wie eine Mutter“, gab Marie leise zurück. In der Tat hatte das junge Mädchen Frau Erchow während der drei Jahre ihres Aufenthaltes in der Villa noch nicht kennen gelernt. Die alte Dame wurde seit mehreren Jahren von einem Leiden gequält, das sie nötigte, ein bestimmtes Bad aufzusuchen und die Brunnentherapie zu gebrauchen. Baldwin war dort im Laufe des Sommers gewöhnlich für ein paar Wochen mit ihr zusammengetroffen, während Marie, die eine gewisse Scheu vor dem geräuschvollen Leben eines großen Badeortes äußerte, bei der einsamen Pauline zurückgeblieben war. Für den kommenden Herbst aber war eine Zusammenkunft in der Villa geplant gewesen. Nun mußte sie unter so traurigen Umständen erfolgen. —

Ellen und Kurt Johnston hatten inzwischen den Wald erreicht. Kurt hatte schon einigemal den Versuch gemacht, Ellen anzusprechen, aber sie hatte stets fast heftig mit der Hand abgewinkt, sich sogar die Ohren zugehalten und war mit verdoppelter Eile weitergeschritten, hinein in den prächtigen, alten, hochstämmigen Wald. Ohne die Augen auf den Weg zu richten, drang sie vorwärts. Kurt Johnston sah recht wohl, daß sie am liebsten allein gewesen wäre. Aber es fiel ihm nicht ein, ihr diesen Gefallen zu erweisen. Er beobachtete sie im Gegenfall sehr scharf, wie er so mit höflich eingeknickten Lippen ihr zur Seite schritt. Sobald irgend ein Spaziergänger ihnen entgegenkam, zog er mit gleichgültiger Miene ihren Arm in den Seinen, und auch sie gewann es dann über sich, ihre Erregung für Augenblicke zu verbergen.

Endlich stand Ellen still, wie in vollkommener Erschöpfung. Ihr Atem flog. Beschwichtigend presste sie die Hand auf die Brust und setzte sich dann auf einen großen, moosüberzogenen Stein. Es war ein prächtiger Ort, den sie da unbewußt zum Ruheplatz gewählt hatte. Die Fichten traten hier zu einem Kreis zusammen, in dessen Mitte aus einer natürlichen Steineinfassung ein Quell aufsprudelte, nur fingerdick, aber köstlich klar, geheimnisvolle Märchen murmelnd. Prächtig hohe Farnen nickten über das Becken hin. Hoch droben ein Stück blauer Himmel, ringsum der Blick ins Grüne. Ellen hatte sich einen Farnwedel abgebrochen und starrte mit gesenktem Haupt darauf nieder, als drückten die eigenartig gezackten Blätter eine Geheimnisschrift aus, die sie zu enträtseln suchte. Kurt Johnston stand hinter ihr. Das eine Bein bequem auf einen Stein gestützt, und ärgerte sich teils über Ellen, teils darüber, daß es in diesen verwünschten Wäldern verboten war, zu rauchen.

Ein Trupp halbwüchsiger Jungen, die in Begleitung eines Lehrers einen botanischen Ausflug machten, kam vorüber. Kurt stellte sich unauffällig vor Ellen und trällerte eine Operettenmelodie, während er den frischen Kerlchen, die höflich grüßten, mit nachlässigem Griff an den Hutrand dankte. Als die Schaar vorübergestampft war, schleuderte Ellen ihren Wedel fort und sprang auf. „Es ist mir unmöglich, mit diesem Sturm im Innern ein gleichgültiges Gesicht zu zeigen“, stieß sie heraus. „Und es sind heute mehr Leute als sonst unterwegs. Laß uns umkehren!“ Sie tat einige Schritte vorwärts.

(Fortsetzung folgt.)

Käthe.

Roman von H. Courths-Mahler.

(40. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Guter Helmut — wie du für mich sorgst.“

„In diesem Falle hauptsächlich für mich. Also sag ja.“

„Mit Freuden, wenn du meinst, daß ich leisten kann, was du verlangst.“

„Ja, das meine ich. Aber halt — noch eins. Helmut Roded ist zuweilen ein ungeduldiger, nervöser Gesell. Er wird vielleicht einmal lospoltern, wenn ihm etwas gegen den Strich geht. Da muß ein Sekretär recht vernünftig sein und darf nichts übel nehmen.“

Sie faßte seine Hand und sah ihm mit liebem Lächeln ins Gesicht.

„Wenn es weiter keine Schwierigkeiten gibt — die trage ich gern.“

„Schön, also sind wir eins. Und wann willst du antreten?“

„Sobald du willst.“

„Also nächsten Montag. Ein paar Tage goldener Freiheit will ich dir noch gönnen. Dann schmiede ich dich fest in ein Redaktionszimmer. Herrgott, Käthe, wird das ein fröhliches Schaffen werden. Ich freue mich, freue mich unbändig. Und du sollst erst aufleben hier, sollst erst das Leben kennen lernen. Ich führe dich überall hin, wo du lernen kannst, kleine wißbegierige Käthe. Und lachen sollst du wieder, du kannst so herzlich lachen. So — und nun komm, jetzt bummeln wir in Berlin herum. Wohin du willst. Mach dich fertig, ja.“

Sie folgte seinem drängenden Angetrieben und eine Viertelstunde später schritten sie nebeneinander durchs Gewühl. Käthe wurde ein wenig ängstlich dabei. Die Herren, die ihr begegneten, wickten ihr mit so unverhohlener Bewunderung ins Gesicht. Sie hielt sich dicht an seiner Seite. Da zog er lächelnd ihren Arm durch den seinen.

„Daran wirst du dich noch gewöhnen, Käthe. Man ist nicht ungestraft so schön wie du.“

Sie legte ihren Arm fest und zutraulich auf den seinen. Und Helmut schritt mit unbeschreiblichem Glückgefühl an ihrer Seite dahin. Wie schön, daß er ihr Schutz und Schirm sein konnte.

Käthe hatte ihr neues Amt angetreten. Seit vierzehn Tagen verwaltete sie es schon, und zu ihrer großen Freude ging es wirklich sehr gut. Ein neues, unendlich wertvolles Leben begann für sie. Sie schaffte mit glühendem Eifer, und Helmut mußte ernstlich bremsen, daß sie sich nicht zuviel zumutete.

Für Helmut war es eine wunderliche Zeit. Im steten Zusammensein mit der heimlich geliebten Frau hatte er alle Kraft nötig, um sich nicht zu verraten. Er wußte, wenn Käthe eine Ahnung bekäme von dem, was in ihm vorging, würde er sie unfehlbar vertreiben. Aber seine ganze Art, sein ganzes Verhalten war ein heimliches Werben um ihre Liebe.

Er wußte, ihr Herz war frei, und diese Gewißheit erfüllte ihn mit froher Hoffnung für die Zukunft. Wenn sie erst überwunden hätte, wenn ihr Herz erst wieder fähig sein würde, einer neuen Liebe Einlaß zu gewähren, dann würde auch seine Zeit kommen. Seiner heißen, alles bezwingenden Liebe mußte es gelingen, ihr Herz zu erobern!

Vorläufig blieb Käthe ganz unbesungen. Sie war gleichmäßig lieb und freundlich zu Helmut und kam ihm mit vollem Vertrauen entgegen. Und dies Vertrauen zu rechtfertigen, war sein Bestreben.

Während der Redaktionsstunden verkehrten sie nur sachlich und geschäftlich miteinander, wenn auch zuweilen ein warmer, vertraulicher Ton mit unterlief. Sie saß in einem großen hellen Zimmer dicht neben dem seinen, und so oft er wollte, konnte er hinübergehen und sein Auge an dem vom frohen Eifer geröteten Gesicht Käthes weiden. Und er wollte sehr oft. Verstoßen betrachtete er sie wieder und wieder, und immer fester zog sie ihn in den Bann ihrer reizvollen Persönlichkeit.

Und Käthe lernte Helmut zielbewusste Persönlichkeit erst hier in diesem Rahmen würdigen und verstehen. Mit imponierender Sicherheit stand er an der Spitze des großen Betriebes. Es war eine Lust, seinem Schalten und Walten zuzusehen.

„Mir wird ganz bang vor deiner Bedeutung,“ sagte sie eines Tages zu ihm, „ich hatte keine Ahnung von der Größe deiner Aufgabe. Du bist ein kleiner Fürst in deinem Reiche. Ich werde mich dir nur noch mit ehrfurchtsvollem Respekt zu nahen wagen.“

„Um Himmels willen nicht, Käthe. Mit Respekt kannst du mir im Mondschein begegnen. Aber recht lieb und gut kannst du zu mir sein, zur Belohnung für meine sogenannte Bedeutung. Respekt wird mir schon so von allen Seiten zuteil, dafür hab ich

gar keine Verwendung. Aber lieb hat mich niemand so recht von Herzen. Da kannst du dir ein bißchen Mühe geben.“

„Das wird mir gar nicht schwer fallen,“ sagte sie, lächelnd auf seinen Scherz eingehend.

Nach Redaktionsluß gingen sie fast jeden Tag miteinander aus.

Helmut hatte seine Kousine bei Sartorius eingeführt. Der würdige alte Herr und seine gutmütige, lebhaftige Gattin nahmen die junge Frau herzlich auf. Sie lernte dort auch Frau Hauptmann Jhßen kennen, die Tochter des Paares.

Käthe sah interessiert auf die hübsche blonde Frau mit den munteren braunen Augen. Also das war diejenige, der Helmut's Herz entgegengeschlagen hatte, und die er wohl heute noch liebte?

Sie sah von ihr zu Helmut hinüber. Er hielt den Blick forschend auf sie gerichtet, und sie errödete leicht, als sie diesem Blick begegnete. Ob er wohl ihre Gedanken erriet?

Und Helmut erriet sie. Er wußte, daß Käthes Argwohn diesen Weg ging. Und er hatte sie beobachtet und ihre Gedanken zu lesen versucht. Frau Hauptmann Jhßen hatte Helmut und Käthe eingeladen, ihren Jour fix fleißig zu besuchen, und sie machten gern Gebrauch davon. Dort lernte Käthe wieder eine ganz andere Gesellschaftsklasse kennen, einen anderen Ton, eine andere Art Menschen. Und sie nahm mit offenem Blick alles in sich auf und lernte es bald, sich sicher in dem fremden Kreise zu bewegen.

Wenn sie dann mit Helmut nach Hause ging oder fuhr, je nach dem Wetter oder Bedürfnis, dann war sie immer doppelt lieb und herzlich zu ihm, als wollte sie ihn über ein heimliches Leid trösten. Und er merkte das bald heraus und mußte es egoistisch aus. Je stiller und ernster er dann vor sich hinsah, um so zutraulicher und liebevoller schmiegte sie sich an seinen Arm und plauderte mit weicher zärtlicher Heiterkeit, um ihn seinen augenscheinlich finsternen Gedanken zu entreißen.

Und er schämte sich seiner Hinterlist gar nicht. Für ihn war es unsagbar beglückend, wenn sie sich so um ihn bemühte.

So waren einige Wochen vergangen. Von C. hörte Käthe gar nichts. Ihre Sachen waren angekommen und von Mama Verthold ein origineller Brief, in dem Bedauern, Mitleid, Mut über die Hellmann und eine geharnischte Strafpredigt über den Leichtsinns und die Unbeständigkeit der Männer ein seltsames Durcheinander bildeten. Und zuletzt bekam auch Käthe ihren Teil, daß sie ihre schöne Wirtschaft zurückgelassen hätte.

„Nun läßt die Hellmann erst recht nicht los, das kann ihr so passen, sich in eine solche schöne Ausstattung hineinzusetzen. Sie sind wirklich viel zu gut und zu dumm, Mädchen, das sagt mein Hyronimus auch.“ Seitdem hatte Käthe nichts mehr gehört.

Da ließ sich eines Tages Adi Kertner anmelden während der Sprechstunde. Käthe sah erfreut auf.

„Du erlaubst doch, Helmut, daß ich ihn hier empfangen?“

„Natürlich. Soll ich dich mit ihm allein lassen?“

„Nein, ich habe ja keine Geheimnisse.“

Kertner trat ein. Elegant, mit peinlichster Akkuratess gekleidet, neue Gläser, Zylinder, so konnte nur Adi Kertner aussehen.

Käthe ging ihm entgegen und reichte ihm die Hand.

„Sie lieber Freund, wie freu ich mich, Sie wiederzusehen.“

Er küßte ihr die Hand.

Käthe stellte die Herren vor.

„Ich suchte Sie in Ihrer Wohnung auf, gnädige Frau, und hörte dort, daß ich Sie hier finden würde.“

Sie lud ihn ein, Platz zu nehmen. „Ja, ich habe hier meinen Wirkungskreis.“

„Und wie es scheint, einen befriedigenden. Ich freue mich sehr, Sie anders zu finden, als ich fürchtete. Ich brauche Ihnen nicht zu versichern, daß wir alle, die wir die Ehre hatten, Ihnen nahe zu stehen, mit inniger Teilnahme Ihrer Gedanken.“

„Ja, ich wußte es, daß ich Freunde hatte. Und das Bewußtsein hat mir über vieles hinweggeholfen. Und mein Vetter, mein bester, treuester Freund, er hielt die beste Medizin für mich bereit: eine ernste Tätigkeit. Aber nun zu Ihnen. Ich weiß nicht — irgend etwas in Ihrem Gesicht ist mir fremd. Sie sehen aus — wie nur gleich — ich kann es nicht in Worte fassen.“

Seine Augen blickten matt, unklar. „Sie werden sofort alles verstehen und begreifen, wenn ich Ihnen erzähle, was mich nach Berlin führte. Ich habe Ihnen einmal von meiner Hanna, dem Mädchen, das ich liebte, und das ihre Eltern mir, dem Schauspieler, verweigerten — erzählt, sie ist gestern in meinen Armen gestorben.“

Sie faßte erschrocken nach seiner Hand. „Lieber, armer Freund, wie kam das so schnell?“

(Fortsetzung folgt.)

Noch einmal.

So laß noch einmal mich die Leier schlagen!
Wie damals töne dir mein sehnend Lied!
Laß mich noch einmal, nur noch einmal sagen,
Wie tief ich litt, als uns das Schicksal schied!
Wie schäumte auf in fieberhaftem Wogen
Mein heißes Blut; wie rann der Quell' so heiß,
Um alles, alles ward ich schnöb' betrogen!
Vernimm es nun, was ich zu singen weiß!
Die Laute tönt! So laß bei ihrem Klingen
Ein warmer Hauch durch deine Seele dringen.

Wie haben wir in fernem Lenzestagen
So gerne uns gesehn, so gern — und doch
Hat das Geschick uns weit hinaus verschlagen;
Ein jeder trug für sich sein hartes Joch!
Wie haben wir in wilden, schweren Stunden
Gekämpft, gelitten, bis nach langer Fahrt
Ein jeder seinen Hafen dann gefunden,
Der nur zum stillen Ruheplatz ihm ward.
Ein ander' Bild die Phantasie wohl brachte,
Als — lang ist's her — ich diesen Vers erdachte:

Es baut so gern an freundlich stillen Hütten
Die Schwaibe sich ihr kleines, trautes Nest,
Indes den Schlössern neidlos unbestritten
Sie ihre stolzen Dächer überläßt,
Dum werde mein und fühl: am eig'nen Herde
Da lacht so schön und warm der Sonnenschein!
Die Heimat ist für uns die ganze Erde;
Ist dort, mein Lieb, wo du wirst glücklich sein!
Das Leben hatte anders es beschlossen;
Und all das Weh hat sich umsonst ergossen!

Nun ist vorbei das bilderreiche Soffen!
Die Frühlingsknospen hat der Reif zerstört!
Von allem Sehnen, was ist eingetroffen? —
Was blieb von jenem Rausch, der uns betört? —
Kann noch ein Lenzesahnen uns ersprießen,
Wo raschelnd schon das welke Laub sich regt? —
Soll wohl noch einmal jene Träne fließen,
Die ahnungslos die Seele uns bewegt? —
Es ist vorbei! — Aus bleibt noch das Entsagen!
O laß noch einmal mich die Leier schlagen!

Eugen Warneck.

Hospize.

In diesen Tagen, da wieder Tausende sich zur Reise in die Alpenwelt rüsten, dürfte es nicht unangebracht sein, an die Hospize zu erinnern, die auch heute noch vielen Touristen Unterkunft und Pflege gewähren. Die Hospize verdanken hauptsächlich einer Verordnung Kaiser Karls des Großen ihre Entstehung; sie hießen auch Elendenherbergen oder Seelhäuser und hatten die Bestimmung, den fremden Pilgern und dem fahrenden Volk Aufnahme, Nahrung, Pflege und selbst Bäder zu gewähren. Nach den Statuten mußte der Meier von St. Valentin mit den Spiken und Stangen ausgehen und aus langen Sprachhörnern rufen, ob jemand Hilfe bedürfe. Im Jahre 1233 gründete mit Genehmigung des Bischofs Berchtold von Chur der Priester Johann ein Hospital für arme Pilger auf den rauhen Alpenübergängen zur Silva Plana. Acco Bisconti rief dann im 14. Jahrhundert das bekannte Hospiz auf dem St. Gotthard ins Leben.

Von den noch bestehenden Hospizen ist das auf dem St. Bernhard weltberühmt. Es war nicht nur für die Aufnahme der Gäste bedacht, sondern sorgte auch für ihr Fortkommen. Dieses Hospiz ist sichtlich das Vorbild für jenes von St. Valentin, das im Jahre 1140 Ulrich Krimele, ein reicher Bürger von Buzsarg, in der fürchterlichen Schneewelt der Malserheide zwischen dem Inn und den Quellen der Etsch gründete. Nach den Statuten mußte der Meier von St. Valentin mit den Spiken und Stangen ausgehen und aus langen Sprachhörnern rufen, ob jemand Hilfe bedürfe. Im Jahre 1233 gründete mit Genehmigung des Bischofs Berchtold von Chur der Priester Johann ein Hospital für arme Pilger auf den rauhen Alpenübergängen zur Silva Plana. Acco Bisconti rief dann im 14. Jahrhundert das bekannte Hospiz auf dem St. Gotthard ins Leben.

Fand man in den Hospizen nur das zum Lebensunterhalt absolut Erforderliche, so hatte man in den Klöstern, denen die Gastfreundschaft ebenfalls eine heilige Pflicht war, schon auf bessere Pflege zu rechnen. Durch ihre Gastlichkeit weltberühmt waren die Klöster Pfäfers an der alten Handelsstraße vom Rimattal über den Wallenfer und den Kuntels zu den großen Bündner Alpenpässen gelegen, und St. Gallen. Vornehme Herren schenkten den Klöstern oft Güter, um sich dafür auf Reisen bestimmte Zeit dort aufhalten zu dürfen. Eine der interessantesten Schenkungen dieser Art ist die der Amata, die im Jahre 903 dem Kloster St. Gallen Güter verschrieb, damit den Gästen an ihrem Todestage ein reiches Mahl serviert werde.

Durch solche Verhältnisse wurde das Kloster St. Gallen veranlaßt, ein besonders Gasthaus für arme u. eins für reiche Pilger einzurichten, das bald unter der Pflege eines eigenen Gastmeisters

oder Hospitarius ein Mustergasthof werden sollte. Wie groß der Fremdenandrang bei einzelnen wohlgelegenen Klöstern war, ersehen wir daraus, daß z. B. das Kloster St. Urban im Jahre 1324 wegen der in zu großem Maße ausgeübten Gastfreundschaft verarmte. Um das Jahr 1431 bezeugte Johann Merklin von Bremgarten, das Kloster Muri habe durch Hospitalität seinen Wohlstand eingebüßt; so seien einmal an einem Tage fünfhundert Scheffel Weizen zum Baden gebraucht worden. Unter den Hospizen der Westschweiz war eins der bedeutendsten das von Graf Aimo von Savoyen 1239 gegründete Hotel de Dieu zu Villeneuve, wo an gewissen Tagen an die Durchreisenden über sechshundert Pfund Brot ausgeteilt wurden.

O. K.

Mexikanische Lyrik.

Von mexikanischer Lyrik erfährt man bei uns wenig. Wer kennt das Vaterland Montezumas? Ein mexikanischer Mitarbeiter des „Türmers“ berichtet darüber folgendes:

Das Schönste in dieser mexikanischen Literatur ist die Lyrik. Eine seltsame Blume, diese Lyrik; eine Blume, schwermütig und von narzotischem Duft, wie sie im Schatten schwüler tropischer Wälder träumen. Und es ist doch ein Sonnenland, dieses Mexiko und der Himmel so blau wie über Italiens Fluren! Woher kommt das schwere Blut seiner Dichter? Es ist das Erbe der Rasse. Das wenige spanische Blut konnte den Ernst der indianischen Rasse nicht verdrängen, und in den mexikanischen Dichtern als den Repräsentanten ihres Volkes kommt dieser schwere Charakter zum Ausdruck.

In der Dämmerung mexikanischer Literatur steht ein Weib: Sor Juana Ines de la Cruz, Nonne im Kloster des hl. Joseph in Mexiko. Sie starb 1695 an der Pest, die sie sich bei der Pflege Pestkranker zugezogen hatte. Obgleich eine Nonne, sind ihre Gedichte keine religiöse Schwärmerei und Kirchenlieder; sie sind der Ausfluß einer verhaltenen Leidenschaft. Sie mag wohl eine der ersten Frauen gewesen sein, die für Frauenrechte eingetreten sind. In einem Gedichte „Advortencias“ (Bemerkungen) verteidigt sie ihr Geschlecht und greift die Ansichten der Männer heftig an.

„Hiel auch manche der Sünde zum Sold,
Wer hat zu verdammen mehr Gründe?
Die, welche sündigt für Gold,
Oder der, welcher zahlt für die Sünde?“

Da die Schuld euch selber ja flucht,
Ist es euer Recht zu verfeimen?
Macht sie zu dem, was ihr sucht,
Wie ihr sie machtet, müht ihr sie nehmen!“

Einen eigentlichen Aufschwung nahm die Literatur erst in den Befreiungskriegen und Revolutionen, und aus jener Zeit ist einer der größten Vicente Riva Palacio. Er liebte sein Vaterland glühend und verteidigte es nicht nur in Wort und Schrift, sondern zeichnete sich auch auf dem Schlachtfeld aus und nahm selbst am blutigen Drama von Queretaro teil. Seine Dichtungen umfassen eine ganze Skala menschlicher Leidenschaften und Gefühle. Er beherrschte sie alle: Scherz und Ernst, Humor, tiefes Naturempfinden und den jauchzenden Hymnus an das Vaterland.

Ein Beispiel von Intelligenz und Tüchtigkeit der eingeborenen Rasse ist Ignacio Altamirano, Indianer von reinstem Blute, wie auch Mexikos größter Staatsmann, Benito Juarez. Sein Leben war ein arbeitsreiches und vielseitiges. Er gründete literarische Gesellschaften, Museen, Anzeiger, Schulen und redigierte Dutzende von Zeitungen und Zeitschriften. Er ist der Dichter des häuslichen Lebens.

Von Gutierrez Najeras ist eine „Schubertische Serenade“ besonders schön.

Einer der charakteristischsten, Antonio Plaza, starb irrjinnig. Seine Familie blieb im Elend zurück und lebte von Almosen weniger Freunde. Erst nach seinem Tode begannen seine Werke bekannt zu werden und sind heute in seinem Vaterlande und in allen Ländern spanischer Sprache außerordentlich verbreitet.

Ein anderer, Manuel Acuna, starb 27 Jahre alt durch Selbstmord. Mit 18 Jahren schon war er der Führer der damaligen literarischen Bewegung in Mexiko. Die Jugend scharte sich um ihn, denn er war es, der neues Leben und modernes Empfinden in die Literatur seines Vaterlandes brachte. Sein Ruhm wuchs täglich; die Gesellschaft vergötterte ihn, und niemand ahnte, daß dieses sprühende Leben bereits vom Tode angehaucht war. Mitte in seinen Triumphen fand man ihn eines Morgens tot — er hatte Gift genommen.

Unter allen Dichtern seiner Heimat ist keiner, der unserem Empfinden so nahekommt wie Manuel Acuna. Seine Verse sind frei von allem Gezierten und Gesuchten; sie sind die Einfachheit selber, aber reich an Gefühl und Zartheit. Man wird beim Lesen unwillkürlich an Venauische Lyrik erinnert. Acuna ist 1849 in Saltillo geboren.

Die Welt ohne Tod.

So absonderlich auf den ersten Augenblick der Ausspruch klingt, daß ohne den Tod ein Leben auf unserem Planeten unmöglich wäre, ist er gleichwohl berechtigt. Der Grund hierfür liegt in der ungeheuren Vermehrungsfähigkeit der Organismen, vornehmlich der niedrigsten Lebewesen. Die nachstehenden Daten, welche wir einer hochinteressanten Abhandlung in der bekannten populär-wissenschaftlichen Revue „Der Stein der Weisen“ entnehmen, illustrieren obigen Sachverhalt. Raum mangels wegen können wir nur eine kleine Auslese aus der Fülle der Tatsachen bieten.

Das Rotifor, ein kleines tierisches Lebewesen, bringt durchschnittlich 30 Eier hervor und zeugt in einem Jahre rund zirka 70 Generationen. Wenn alle Individuen dieser Geschlechterfolgen erhalten blieben, würde am Ende der letzten Generation eine Masse von Rotiforen vorhanden sein, die einer Kugel gleich wäre, deren Halbmesser größer wäre, als jener des bekannten Universums!

Auch höher stehende Insekten wie Blattläuse, Gallwespen, die Saatsfliege oder die zarte grüne Aphis vermehren sich in ungeheurem Umfange. Ein Exemplar der letzteren bringt an einem Tage 25 Nachkommen; am zweiten Tage beträgt die Zahl der vorhandenen Aphis schon $25 \times 25 = 625$; am dritten Tage $625 \times 25 = 15.625$; am vierten Tage $15.625 \times 25 = 390.625$ Individuen u. s. w. bei ungestörter Vermehrung. Da 10.000 dieser ätherisch-leichtesten Insekten ein Zwanzigstel Gramm wiegen, so läßt sich berechnen, daß die voll bis zur zehnten Generation vorhandenen Aphis dem Gewichte nach einer Million Männer gleichkommen würden, deren jeder rund 100 Kilogramm wiegt! Dies alles in 10 Tagen! Eindringlich lehren uns die Nachrichten von den Heuschreckenschwärmen die Sprache dieser Ziffern. Im Jahre 1884 wurden auf Cypern allein 256 Tausend Millionen Wanderheuschrecken getötet; was würde werden, könnten sie sich alle ungehindert vermehren! — Eine Stubenfliege wird innerhalb eines Sommers zu 20 Millionen Individuen, im fünften Sommer zu:

3.200.000.000.000.000.000.000.000.000.000.000

einer unfaßbaren Zahl! anwachsen. Ebenso sind Spinnen produktiv; jede legt Hunderte von Eiern und in einigen Sommern hätte man so viele Spinnen, wie sie die obige Zahl der Fliegen darstellt. — Auch die höheren Tiere, wie die Fische, stoßen an Fähigkeit zur Vermehrung den Insekten noch lange nicht nach. Der Stodfisch laicht vom dritten Lebensjahre ab 8 bis 9 Millionen Eier jährlich, was nach 3 Jahren, da die Fische sich weiter fortpflanzen, 4000 Millionen Tiere ergibt, welche Zahl die Schifffahrt unterbinden müßte.

Von der Raschheit, mit der die pflanzlichen Organismen sich entwickeln und von bis dahin öden Landstrichen Besitz ergreifen, zeigt das Wildkraut, das jährlich 10.000 Samen in einer Pflanze erzeugt. Würden sie insgesamt erhalten bleiben, so wäre das Endergebnis 10.000 Billionen Pflanzen, die genügen würden, um die 144 Billionen Quadratmeter Festland unserer Erde innerhalb 5 Jahren mit einem undurchdringlichen Dickicht zu bedecken. Diese Proben mögen genügen, das Wunderbare der Vermehrungsfähigkeit der Organismen vor Augen zu führen.

Das Ende der Gondeln Venedigs.

Ein altes Wahrzeichen der Lagunenstadt, ohne das das Stadtbild Venedigs jedem Besucher Italiens unentbar scheint, die Gondeln, die zu Hunderten die Kanäle beleben, sollen verschwinden — diese Schreckensbotschaft kommt aus Venedig. Der Anlaß zu dieser Befürchtung ist, wie Gino Damerini in einem Briefe an den „Corriere della Sera“ mitteilt, folgender Vorfall:

„Der Besitzer eines vornehmen Hotels kam kürzlich darauf, ausschließlich zum Gebrauch seiner Gäste Motorboote anzuschaffen; da aber für das Innere der Stadt die Personenbeförderung Monopol der Gondelführer bildet, erwirkte er von der Polizei dadurch die Erlaubnis für seine fortschrittliche Einrichtung, daß er angab, seine Motorboote seien für längere Rundfahrten, Gassenbesichtigungen usw. bestimmt, was zum Teil auch zutrif. Darob große Entrüstung unter den Gondelführern, die wohl sahen, daß die Motorboote des Hotelbesizers die Fremden auch in den Kanälen spazieren fuhren, oder auch ihr Gepäck an den Bahnhof brachten.

Zuerst murkten sie nur, schließlich jedoch brach offene Empörung unter ihnen aus, und sie zwangen eines schönen Tages ein paar Reisende, die ein Motorboot zum Bahnhof bringen sollte, in ihre Gondeln umzusteigen.

Als die Fremden nach Beendigung der Fahrt bezahlen sollten, waren sie sehr entrüstet, denn sie hatten bereits einmal für die Fahrt im Motorboot bezahlt. Nun war bewiesen, daß der Hotelbesitzer seine Motorboote seinen Gästen nicht, wie er angegeben hatte, umsonst zur Verfügung stellte, sondern offensichtlich den Gondelführern ins Handwerk gepuscht hatte, deren Einnahmen schon nicht gerade glänzend sind, denn in Venedig gibt es über 500 Gondeln für den Personenverkehr, von denen die Hälfte bequem den Verkehr bewältigen könnte. Die Sache kam vor der Stadtverwaltung zur Verhandlung, und irgend ein Fürwähiger warf die Frage auf, mit welchem Zug und Recht eigentlich die Gondelführer ihr Monopol beanspruchten. Venedig, so wurde ausgeführt, sei, was den Verkehr in der Stadt beträfe, hinter allen Großstädten zurück; eine Reform der bestehenden Verhältnisse sei unerlässlich.

In der Tat, niemand weiß recht anzugeben, was die Gondelführer gegen die Motorboote einzuwenden haben, denn sie beurteilen die Frage offenbar nicht vom künstlerischen Gesichtspunkte, ebenso wenig wie es Pietät gegen die altherwürdige Einrichtung des Gondelfahrens ist, sondern schnöder Mammonismus, der ihr Verhalten erklärt. Ein Kutscher, der ähnliche Einwendungen gegen die Einführung von Automobilen macht, wird natürlich ohne weiteres ausgelacht, selbst in Venedig.

Trotzdem bleiben die Gondelführer dabei, es sei Aheerei, Motorboote in Venedig auf den Kanälen zuzulassen. Man muß wohl zugeben, daß die Motorboote das Bild der Kanäle vielleicht nicht gerade verschönern werden, und auch nicht zur Verbesserung der Luft und Verminderung des Lärms beitragen werden; die Fortschritte der modernen Technik aber verlangen ihr Recht, und auch die Entwicklung des Hafens macht die Einführung von schnellen Motorbooten wünschenswert. Eine Zeitlang werden die Gondelführer mit ihrem Rufe: „Retten wir die Gondel!“, den sie zu ihrem Feld, oder besser, Wassergebiet erhoben haben, den Fortschritt aufhalten, aber über kurz oder lang wird das Motorboot doch siegreich ins Herz der alten Republik Venedig eindringen.

Am Familientisch:

Auflösung zu Nr. 151.

Somonym: Rauch.

Anagramm: Treu — Aute.

Wiberrätsel: Sich regen bringt Segen.

Nichtige Lösungen sandten ein: Leonie Stein-Wiesbaden, Julie Becker-Wiesbaden, Hilda Schwarz-Wiesbaden, Karl Wendler-Wiebrich, Hans Kauffmann-Wiesbaden, Erich Herz-Wiesbaden, Hermann Hess-Wiesbaden, Hugo Steinbach-Wiesbaden, Theodor Nienhoff-Wiesbaden.

Somonym

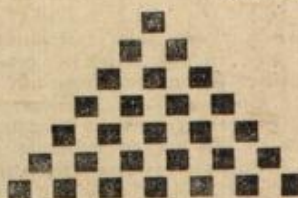
von Minna Blanzger.

Ich bin ein Dichter von Gottes Gnaden,
Den freundlich die Mäusen zu Gaste geladen.
Doch bin ich zugleich ein lustiges Haus,
Denn lob ich den Nektar beim göttlichen Schmaus.

Einst war ich ein Maß um Getreide zu messen,
Mitunter für Salz, das man nicht wollte essen,
Und wer andern Menschen zu nützen bezweckt,
Der halte sein Licht nicht darunter versteckt.

Er lasse es leuchten zum guten Gebrauch,
Bescheidenheit zieret, doch — — Selbstschätzung auch.

Pyramide.



Bokal.

Fluß im Süden Europas.

amerikanischer Dichter.

Musikwerk.

kleine Öffnungen.

klimatische Bezeichnung.

Teil von Flüssigkeiten.

Von der Spitze beginnend ist jede weitere Reihe immer durch Hinzufügung eines Buchstabens unter beliebiger Stellung der übrigen Buchstaben zu bilden.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Grob in Wiesbaden,
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Lehbold in Wiesbaden.